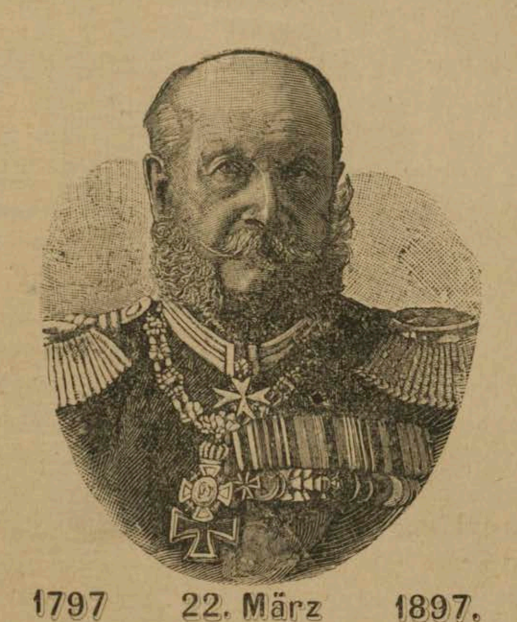


1797 22. März 1897.

Zum 22. März 1897.

Dem Kaiser Wilhelm, dem Großen, zur Ehr'
Ganz Deutschland feiert vom Fels bis zum Meer
Im Norden und Süden, im Osten und West
Sein hundertjähr'ges Geburtstagsfest.

Des Reiches Gründer, des Vaterland's Hort,
Wohl ist er gestorben, doch lebt er noch fort
Im Herzen des Volkes, das treu er bewacht,
Im Großen und Herrlichen, das er vollbracht.

Sein Leben, es war so einfach und schlicht,
Geweiht bis an's Ende der Arbeit und Pflicht.
„Ruht aus doch, Herr Kaiser!" Er aber sprach: „Nein,
Ich habe nicht Zeit mehr, müde zu sein."

Gott! Segne mein Deutschland, das Vaterland mein,
Laß viel hundert Jahre es glücklich noch sein,
Behüt' unsern Kaiser und segne sein Haus
Und all sein Beginnen führ' herrlich hinaus.

Gustav Jacobsohn.

Zum hundertjährigen Geburtstage Kaiser Wilhelms des Großen.

Von Rektor Dr. Adler-Berlin.

Von dem herrlichsten Vertreter alter deutscher Art, von Karl dem Großen, rühmt Einhard von Odenwalde: „Groß war der Kaiser als Krieger, größer als Bildner seines Volkes, aber am größten als Mensch!" Mit den gleichen Worten können wir auch das Wirken Wilhelms des Großen kennzeichnen, dessen hundertjähriger Geburtstag am 22. März in allen Gauen unseres Vaterlandes festlich begangen wird. Die Liebe und hohe Ehrung eines treuen Volkes, die der große Frankenkönig genoß, — sie ward auch dem ersten deutschen Kaiser des deutschen Reiches zuteil und offenbarte sich gradezu überwältigend vor nun zehn Jahren, als Kaiser Wilhelm durch Gottes Gnade seinen 90. Geburtstag feierte, zum ergreifenden Ausdruck ein Jahr später, als der teure Landesvater sein müdes Auge für diese Welt schloß.

Nicht weniger als der große Karl hat Wilhelm der Große diese Liebe verdient; denn „groß war auch Kaiser Wilhelm als Krieger." Wie jenem König der Franken gebührte ihm das Verdienst, alle deutschen Stämme zu einem Reichsverband zusammengefügt, das in Uneinigkeit und Machtlosigkeit versunkene deutsche Land zu der Einheit und Machtfülle emporgehoben zu haben, in der es jetzt, uns zur Freud', dem Feinde zum Leid', dasteht! Freilich erforderte diese Schöpfung gar viele Opfer an Gut und Blut — zum tiefen Schmerze des friedliebenden Herrschers, der schon als neunjähriger Knabe die Greuel des Krieges in der ganzen Furchtbarkeit gesehen, in seiner eigenen Familie die Not und die Verwüstungen, die die Kriegswut erzeugt, kennen gelernt hatte, — und der nun selbst genötigt war, zur Erfüllung der Aufgaben, die er sich gestellt hatte, wiederholt zum Schwerte zu greifen und in drei Feldzügen, von denen namentlich der letzte, gegen Frankreich, tiefe Lücken in zahlreiche Familien seines Volkes riß, die Lösung dieser Aufgaben zu unternehmen! Den Trost in seinem Werk fand er in der Begeisterung, mit der ihn sein ganzes Volk begleitete, in der Hingebung, die sich in allen Schichten zeigte für die Herstellung der Einheit des geliebten deutschen Vaterlandes. Aber als dieses Werk gelungen war, als der König in der Spiegelhalle des Schlosses zu Versailles die ihm von den deutschen Fürsten und der Volksvertretung angebotene Kaiserwürde annahm, erklärte er, Gottes höchste Gnade fortan darin sehen zu wollen, daß der Allmächtige ihn mache „zum Mehrer des deutschen Reiches, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens, auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!"

Dem greisen Herrscher ist diese Gnade in reicher Fülle zuteil geworden: Die siebzehn Lebensjahre, die ihm noch von Gott zum Segen für unser Vaterland beschieden waren, haben alle die edlen Güter zur herrlichen Entfaltung gebracht, die ihn — wie Karl den Großen — zum wahren „Bildner des Volkes“ machen und seine Heldengröße noch überstrahlen. Kunst und Wissenschaft haben in der langen Friedenszeit seit 1871 sorgfältige Pflege finden können und haben infolgedessen hervorragende Erfolge erzielt, Handel und Gewerbe sind zu kräftiger Blüte gelangt, in erfreulicher Weise hat sich der Wohlstand des Landes gehoben: Ein gar herrlicher Lohn ist dem deutschen Kaiser und Volke für die Mühen und Opfer der verflossenen Zeit geworden!

„Aber am größten war der Kaiser als Mensch!“ Diese Worte des fränkischen Geschichtsschreibers, sie können so recht auch auf unseren großen Kaiser Anwendung finden — ein Fülle edler persönlicher Eigenschaften hat den Kriegsherrn und Staatsmann dem Herzen seines Volkes nahe gebracht, ihn zum wahren „Liebling des Volkes“ gemacht. In seiner tiefen, echten Frömmigkeit hat er sich stets nur als Werkzeug in der Hand der Vorsehung betrachtet, die ihn — wie er nach der Schlacht bei Sedan an seine Gemahlin schrieb — „ausersehen hatte, das Geschehene zu vollbringen.“ Dieser fromme Sinn, der ihn durch sein ganzes Leben geleitete, führte ihn zu der edlen Denkungsweise, vor allem zu der Achtung vor dem religiösen Gefühle eines jeden seiner Unterthanen, wenn dieses sich auch in einer abweichenden Form äußerte. Mit seiner wahren Frömmigkeit paarte sich sodann eine über das Grab hinausgehende kindliche Liebe. Sein erster Weg nach der Kriegserklärung gegen Frankreich wie nach der Rückkehr aus dem Feldzuge galt dem Mausoleum zu Charlottenburg, um am Grabe seiner Eltern zu Gott zu beten. Rührend war die Bescheidenheit in seinem Auftreten und seine anspruchslose Lebensführung: Seine Kleidung war stets einfach und oft stark abgenutzt, seine Ruhestätte ein gewöhnliches eisernes Feldbett. Gegen jedermann war er mild und zuvorkommend, niemals entfuhr seinem Munde ein barsches Wort, ja seine Güte war so groß, daß er die Nachtruhe der Bediensteten, auch wenn er unwohl war, nicht stören wollte und lieber selbst seine Lagerstätte verließ, um eigenhändig die verordnete Medizin zuzubereiten.

Ein herzerfreuendes Bild bot das Leben in seiner Familie, namentlich wenn der Kaiser im Babelsberger Schlosse Kinder, Enkel und Urenkel in traulicher Gemeinschaft beisammen sah; und wie er für jedes Glied dieses Familienkreises ein lebendiges Interesse und herzliche Teilnahme zeigte, so wandte sich seine Liebe und Fürsorge jedem seiner Unterthanen zu ohne Rücksicht auf Stand, Rang oder Bekenntnis. Seine ernsten Bemühungen noch in den letzten Jahren seines Lebens galten der Besserung der Lage namentlich der arbeitenden Klassen: Ein „Vater der Armen“ genannt zu werden, dünkte ihm als das höchste Ziel seines Lebens. Eine Reihe von

segenbringenden Gesetzen, „die den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, bringen sollen", kündete er in seiner denkwürdigen Botschaft vom 17. November 1881 an und konnte sie durch Gottes Gnade zum großen Teil noch in Kraft treten sehen. Alle diese ausgezeichneten Charaktereigenschaften krönte das strenge Pflichtgefühl, das ihn selbst in der Nähe des Todes nicht verließ und hier in den Worten Ausdruck fand, die mit Recht dem deutschen Volke als Motto für des Kaisers Wirken und Streben gelten: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein!"

Wie das Rolandslied von dem großen Karl ein gar erhebendes Bild zeichnet und ihn als Idealgestalt darstellt, „seine Augen leuchtend wie der Morgenstern, der Glanz seines Angesichts blendend wie die Sonne um Mittag, ein rechter Richter, der die Rechte alle kannte und sie allem Volke lehrte, wie er sie von den Engeln gelernt hatte", so erscheint dem nachfolgenden Geschlecht schon heute der erste Kaiser des geeinten deutschen Vaterlandes

Wilhelm der Große!

Frei.

Erzählung von E. Flanter.

Nach einem langen harten Winter lächelte die Sonne wieder zum ersten Male. Die Eisblumen an den kleinen Fenstern der Hütte, die einsam an der Landstraße stand, schrumpften immer mehr zusammen, und bald konnte das freundliche Sonnenlicht ungehindert in den niedrigen Raum eindringen. Die Eiszapfen am Dache schienen sich bewußt zu sein, daß sie nun ihr glänzendes Dasein aufgeben müßten und weinten bittre Thränen, die in großen Tropfen zur Erde fielen. Die Lerche schwang sich trillernd in die Lüfte, um der Welt zu verkünden, daß des Winters Macht gebrochen, und daß die Natur zu neuem Leben erwacht sei.

Auf dem Lande macht sich der herannahende Frühling weit früher und angenehmer bemerkbar als in der Stadt — gleichsam als Entschädigung und zum Ausgleich dafür, daß die Bewohner des Landes unter der Strenge des Winters mehr zu leiden haben als die Städter.

Der lächelnde Sonnenblick hatte seine wohlthuende Wirkung auch auf die Insassen jener niedrigen mit Stroh bedeckten Hütte ausgeübt, in der es jetzt lebhaft zu werden begann.

Die Sonne war eben in majestätischer Pracht am Firmament erschienen, um die letzten Spuren des Winters zu verwischen und der Jahreszeit den Stempel auszudrücken.

„Großvater", begann jetzt ein etwa zwölfjähriger Knabe, der älteste Sohn der Familie Gabriel, von der die Hütte bewohnt war, „möchtest Du

mich heute mitnehmen?" Und seine blitzenden Augen sahen so verlangend und bittend zu einem Greis empor, der sich eben zum Gehen anschickte; des Knaben Simme klang so bestimmt und eindringlich, daß der Alte der Bitte nicht widerstehen zu können schien. Schon wiederholt hatte der Knabe den sehnlichen Wunsch ausgesprochen, den Großvater begleiten zu dürfen; aber immer wußte dieser den kleinen Daniel von seinem Verlangen abzubringen. Daniel war verständig genug, um einzusehen, daß die rauhe Witterung ein hinreichender Grund war, die Erfüllung der Bitte für eine günstigere Zeit in Aussicht zu stellen; aber heute, da die Sonne ihren lächelnden Blick der Erde zusandte, da der Lenz seine belebende Nähe verspüren ließ, konnte der Alte den flehentlich bittenden Daniel nicht abweisen. Zwar sollte sein Wunsch, den Großvater auf seiner ganzen Wanderung, die gewöhnlich mehrere Tage dauerte, zu begleiten, noch nicht erfüllt werden; denn der Greis sagte zu ihm: „Nun meinetwegen, aber das sage ich dir, weiter als bis zu dem großen Steinhügel im Walde darfst du nicht mitgehen. Wenn wir dort angelangt sind, kehrest du um. Bis dahin ist etwa eine Stunde. Du bist des Weges nicht kundig und hast auch wohl schon gehört, daß die Sicherheit zu wünschen läßt." Aber schon die teilweise Erfüllung seines Herzenswunsches erfüllte den lebhaften Knaben mit hellem Jubel. Wie freute er sich, dem Großvater wenigstens für eine kurze Strecke seine Bürde tragen zu können. Nicht wie schon so oft brauchte er heute dem Großvater wehmütig nachzuschauen, wenn dieser die Hütte verließ und er daheim bleiben mußte. „O daß ich doch größer und stärker wäre, dem Großvater die Bürde abnehmen und die Beschwerlichkeiten seines mühevollen Berufes mit ihm teilen zu können!" sagte er oft unwillig.

In freudiger Erregung half Daniel das Bündel schnüren, und während der Alte — wie er dies stets beim Abschied zu thun pflegte — jedes Glied der Familie segnete, rüstete sich der Knabe zum Gehen. Der Greis lächelte, als er Daniel mit einem aus Eichenholz selst hergerichteten Stock bewaffnet ungeduldig vor der Hütte warten sah.

Während beide nun die menschenleere Dorfstraße dahinziehen, wollen wir das Innere der Hütte in Augenschein nehmen. Durch eine schmale Thür gelangen wir in einen niedrigen Wohnraum, dessen Decke und Wände vom Rauch geschwärzt sind. Zwei kleine Fenster, deren Rahmen mit Moos belegt sind, um das Eindringen der Kälte zu verhindern, lassen das Tageslicht nur spärlich hindurch. Auf dem offenen Kamin flackert ein lustiges Feuer, und das Knistern des trockenen Holzes unterbricht die lautlote Stille, die im Zimmer herrscht. Ja stille ist es, und muß es sein — das wissen auch die drei Kinder, die Geschwister Daniels, von denen das älteste soeben sein Morgengebet verrichtet — denn der kranke Vater schläft.

Auf dürftigem Lager erblicken wir eine Männergestalt; das bleiche, abgezehrte Antlitz ist von einem dunklen vollen Barte umrahmt, die geschlossenen

Augen liegen tief in den Höhlen, zwischen den farblosen Lippen erscheinen zwei Reihen weißer Zähne wie Perlenschnüre; aus der weißen knochigen Hand scheint die Kraft geschwunden, die Brust hebt und senkt sich beim Atmen schwer — ein Bild des Jammers, das eine lange, schwere Krankheit geschaffen. Den einst so kräftigen und fleißigen Landmann Gabriel hatte eine böse Krankheit befallen, und seitdem sind auch die Not und das Elend die steten Begleiter dieser Familie, die einst so glücklich war.

Zwar kann von einem glücklichen Leben der Juden in der damaligen Zeit nicht die Rede sein. Sie waren mit Vermögen und Leben Eigentum des Landesfürsten, der von ihnen einen Zoll nahm, wofür er ihnen Schutz gewähren sollte. Der Landesfürst konnte dieses Schutzrecht auf andere Landesherren, Bischöfe, Städte und Edelleute übertragen, deren Willkür die Juden völlig preisgegeben waren. Es lag nun in der Hand des „Schutzherrn", das Los der Juden, über die er „Schutzrecht" hatte, freundlich oder traurig zu gestalten. Für die Familie Gabriel war es immerhin noch ein Glück, Leibeigene eines Edelmannes zu sein, der seine Juden in wahrhaft edler Weise behandelte, so daß sie, abgesehen von den vielen Rechtsbeschränkungen, ein erträgliches, ja im Verhältnis zu vielen anderen Glaubensgenossen, ein glückliches Leben führen konnten; nur mußten sie sich den Launen des Edelmannes fügen und den „Leibzoll" pünktlich entrichten.

Mochten die äußeren Verhältnisse der damaligen Juden auch noch so ungünstig sein, in dem innigen Familienleben fanden sie stets Trost in ihren Leiden und Entschädigung für die vielen ihnen zugefügten Unbilden. So bot auch die Familie Gabriels ein erhebendes Bild des alten jüdischen, trauten und beglückenden Familienlebens. Der Segen Gottes ruhte auf der fleißigen Hände Arbeit des braven Mannes, und unter dem Schutze ihres Edelmannes, Graf v. Mirwitz, brachte es die sparsame Familie trotz des hohen Leibzolles doch zu einer gewissen Wohlhabenheit. Da streckte eine tückische Krankheit den braven Gabriel auf das Krankenlager und raubte so der Familie den Ernährer. Dazu kam eine völlige Mißernte, so daß die Ersparnisse der letzten Jahre bald aufgezehrt und Not und Elend ihren Einzug in die Hütte hielten.

Mit bewundernswertem Gleichmut und mit jener Stärke und Ausdauer, die allen gottergebenen Menschen eigen ist, hat Rahel, das treue Weib Gabriels, das Mißgeschick ertragen. Ihrer aufopfernden Fürsorglichkeit war es zumeist zu danken, daß Gabriel der Krankheit nicht erlegen.

Die Sorge für die Ernährung der Familie mußte nun der greise Vater Gabriels, Rabbi Eli, übernehmen, und dieser Greis ist es, den wir in Begleitung Daniels, des ältesten Sohnes Gabriels die Heerstraße dahinziehen sehen. Er war einst als hervorragender Gelehrter der geistige Führer einer größeren Gemeinde Frankreichs. Als aber die Juden von hier vertrieben wurden, wobei seine Frau einen grauenhaften Tod fand, mußte auch er den Wanderstab ergreifen und mit seinem Sohne und dessen Familie sich eine neue Heimat

suchen, die er auch in Deutschland fand. Bisher konnte er auch hier seinen Studien obliegen, bis er infolge der Krankheit seines Sohnes für die Ernährung der Familie sorgen mußte. Mit aller Liebe und Hingebung, die einem Vaterherzen zu gebote steht, nahm er diese schwere Sorge auf sich; und vermochte er auch nicht Reichtümer zu erwerben, so war er doch im Stande die Familie vor der äußersten Not zu schützen. Er hatte einst das Holzschnitzhandwerk erlernt und es hierin zu einer gewissen Kunstfertigkeit gebracht. Die von ihm gefertigten Gegenstände brachte er nach der nächsten größeren Stadt R., wo sie gern gekauft wurden. Auch in dem Schlosse des Edelmannes hatte schon mancher von der Hand Elis gefertigte Gegenstand Abnahme gefunden, und seine Geschicklichkeit sowie sein edler Charakter hatten ihm das Wohlwollen aller Schloßbewohner, ganz besonders aber das des Grafen eingebracht.

Wiederum hatte Eli eine Anzahl Holzschnitzerarbeiten gefertigt und sich nun auf den Weg nach R. gemacht.

Eli und Daniel haben in lebhaftem Gespräch bereits eine größere Strecke Weges zurückgelegt, aber wir holen sie noch ein und können ihre Unterhaltung belauschen. Eben sind sie in den Wald eingetreten. Es war ein tiefer Eichenwald mit uraltem Bestande. Nur eine schmale unwegsame Straße führte durch das dichte Gehölz. Das stellenweise bis zur Undurchdringlichkeit dichte Gestrüpp war ein Beweis dafür, daß ein menschlicher Fuß noch nicht hierher gedrungen war. Es war daher natürlich, daß hier sowohl wilde Tiere, als auch Räuber ein schützendes Versteck fanden, von wo aus sie ihr Unwesen treiben konnten. Freilich wies der Wald auch besonders in der Nähe des Waldweges einige Lichtungen auf, die der Edelmann geschaffen hatte. Der Weg durch diesen Wald war immer, besonders nachts mit Gefahr verbunden, wenngleich für eine größere Sicherheit von dem Edelmann Maßregeln getroffen wurden, deren eine die Herstellung der Lichtungen war.

Daniel war zum ersten Male in diesen Wald gekommen. Während er auf dem ganzen Wege sich mit dem Großvater lebhaft unterhalten hatte, verhielt er sich jetzt inmitten der zahllosen Riesenbäume schweigsam. Dieses bemerkte Eli, und da er glaubte, der erste Aufenthalt in dem mächtigen Walde habe dem Knaben Furcht eingeflößt, unterbrach er das Schweigen. „Die Länge des Weges und die Last des Bündels scheint Dich ermüdet zu haben", sagte er, den Knaben scharf beobachtend. „O nein", erwiderte Daniel halblaut, „müde bin ich nicht, aber es ist mir so eigentümlich zu Mute." Nach einer kurzen Pause sagte Daniel mit festerer Stimme: „Großvater, wem gehört denn der große Wald?" „Wem anders, als dem gnädigen Herrn, dem nicht nur dieser Wald, sondern alles, was du weit und breit siehst, soweit dein Auge reicht, auch unsere Hütte, unser Gärtchen und alles was wir haben, ja sogar wir selbst gehören ihm, wir sind seine Leibeigenen." Wiederum schwiegen beide, und nachdenklich ging Daniel, das Bündel auf

die andere Schulter nehmend, neben dem Alten weiter. „Großvater", sagte er endlich, „wie kommt es, daß der ganze Wald und sogar wir selbst dem gnädigen Herrn gehören?" Eli blickte ihn einen Augenblick forschend an, dann antwortete er: „Der Wald, das Schloß und weite, weite Strecken Landes haben schon seinem Vater und seinem Großvater gehört; das Geschlecht hat sie seit hunderten von Jahren besessen und wir? wir gehören ihm, weil unser Kaiser uns ihm geschenkt oder verpfändet hat." Der Knabe blickte erstaunt den Großvater an.

Es klang aus diesen mit einem schweren Seufzer begleiteten Worten des Alten so unendlich viel Wehmut und Herzeleid, daß sie selbst auf ein weniger empfindungsvolles Gemüt, als Daniel besaß, die Wirkung nicht verfehlt, und daß auch ein weniger verständnisvoller Geist als der Daniels ihre Bedeutung erfaßt haben würde. Wiederum entstand eine Pause. Nur gewaltsam konnte der Greis seine aufquellenden Thränen zurückhalten. Er preßte die Lippen krampfhaft zusammen und sah stieren Blickes vor sich hin. Daniel mochte es wohl nicht entgegnen sein, daß tiefer Schmerz das Gemüt des Großvaters durchwühle, und so innigen Anteil er auch daran nahm, so wagte er es doch nicht, die tröstenden Worte, die ihm förmlich auf der Zunge lagen, auszusprechen.

Endlich war der große Steinhügel, bis zu welchem Daniel seinen Großvater begleiten sollte, erreicht. Er stand mitten in einer großen Lichtung die einen Ausblick auf das stolze hoch in die Lüfte ragende Schloß gewährte.

„Setze dich zu mir, mein Kind", sagte der Greis.

Daniel gehorchte.

„Mir schien, Daniel", begann jetzt der Alte, „du fürchtetest dich beim Eintritt in den dichten Wald; gestehe es mir." „Furcht war's wohl nicht, was ich empfand", etgegnete Daniel bedachtsam, „ich möchte das Gefühl, das sich meiner beim Anblick des mächtigen Waldes bemächtigte, wohl zu vergleichen wagen mit dem, was unser Erzvater Jakob in den Worten zum Ausdruck brachte: ma nauro hamokaum hase — wie ehrfurchtgebietend ist dieser Ort!"

„Fürchtest du dich nicht, den Heimweg allein zurückzulegen?" fragte der Alte prüfend.

„Wovor sollte ich mich fürchten? Weiß ich doch, daß ich allezeit unter dem Schutze des allmächtigen Gottes stehe —"

„Der uns allezeit beigestanden," unterbrach Eli seinen Enkel, indem er einen zuversichtsvollen Blick gen Himmel richtete.

Eli nahm den Kopf des Knaben zwischen seine Hände, führte ihn sanft an seine Brust und fuhr fort, fast jedes seiner Worte bedeutungsvoll betonend: „Wer wie ich die sonnigen Tage reinen Menschenglückes gesehen, wem aber auch grenzenlose Not nicht unbekant geblieben, wer wie ich den grausen Tod in tausenderlei Gestalt geschaut, wer wie ich die goldene Freiheit gegen die

uns aller Menschenwürde beraubende Leibeigenschaft vertauschen mußte, der kennt das Leben, der weiß, welche Aufgaben er der Zukunft zuweisen soll. Daniel, du weißt nicht, was es heißt, frei sein, frei! Aber das will ich dir sagen, Daniel" — und seine Stimme klang so weich und doch so bestimmt — „trachte Tag und Nacht darnach, frei zu werden, frei, wie deine Väter es einst waren, frei, wie ich auch war. — — — Sei mutig, treu und fleißig!" Der Alte hielt erschöpf inne. Plötzlich richtete er sich auf. Daniel folgte seinem Beispiel. „Die Zeit drängt, wir müssen scheiden; aber was ich dir gesagt — du bist verständig genug, um es zu begreifen." Eli legte seine Hände auf das Haupt des Knaben und segnete ihn. Hastig ergriff Daniel die Hände des Greises und preßte sie an seine Lippen. „Lebe wohl!" „Lebe wohl!" (Fortsetzung folgt.)

Die Wurzel aller Bücher.

Von Dr. D. Englaender.

Meine lieben Kinder!

Ein junger Indier aus dem englischen Vasallenstaate Mysore las einmal das sehr verbreitete Buch eines Wanderpredigers, das ihm wegen seines belehrenden Inhalts außerordentlich gut gefiel. Von all den schönen Eindrücken und Gedanken des Buches erfüllt, ging er zu dem Priester, der ihn lesen gelehrt hatte, und sagte zu ihm: „Du hast mir ein sehr interessantes Buch geliehen; es ist besser und großartiger als die Bibel." Da wies der Geistliche auf einen Baum, der sich in ihrer Nähe befand, und sprach: „Siehst du den schönen Mangobaum?" — „Ja, mein Lehrer," war die Antwort. „Ißest du nicht seine Frucht und erfreuest dich nicht an ihrer Süßigkeit?" — „Ja, mein Lehrer." — „Und wo würde jener Baum sein, wenn er nicht seine Wurzeln hätte?" — „Oh", sagt der junge Mann, „nun sehe ich, was du meinst; die Bibel ist die Wurzel, und alle anderen guten Bücher in der Welt entstammen daher."

Diese kleine Geschichte lehrt uns, daß diejenigen, die andere Bücher lesen, ohne ein Wort der Bibel zu kennen, so weit von der Wahrheit entfernt sind wie jener junge Hindu.

Ja, die Bibel ist in der That die Wurzel aller Bücher, ein unersetzliches, kostbares Buch! Andere gute Schriften interessieren und belehren uns; aber keine ist eine so anregende und liebevolle Lehrmeisterin, wie die Bibel. Ob die Sonne des Glückes uns lächelt, ob Unglück uns heimsucht, — stets ist die Bibel unser Beistand und unsere Stütze, unsere Ratgeberin und Führerin. Sie stärkt die Schwachen und verleiht Weisheit den Einfältigen; da wird vernünftig das eitle Herz und bescheiden das hochmütige; Verstocktheit wandelt sich in Sanftmut, und zartere Gefühle beseelen das Gewissen, in dem die Roheit gewohnt hat. Und dieses herrliche Buch, wie wenig haben wir

es geschätzt, wie sehr es vernachlässigt, — unser einziger Schlüssel zu dem zukünftigen Leben, unsere einzige Urkunde, in der verzeichnet stehen die Wege unseres Daseins, unser einziger Kompaß, der uns sicher geleitet über den Ocean des Lebens!

Die heilige Schrift ist eine Geschichte der Menschheit. Sie erzählt uns von Entstehung und Untergang der Völker und Familien wie von dem Leben einzelner Menschen, und das alles thut sie in der Weise, daß wir dabei gar manches für uns selbst lernen. Ja, sie erzieht uns, ohne daß wir es merken, sie bestimmt das Handeln und Denken aller derer, die sich mit ihr beschäftigen. Der König auf seinem Throne, der Schäfer in seinem Zelte, die Reichen und die Bettler, die Alten und die Jungen, sie alle treten auf mit ihren Tugenden und Fehlern in dem großen Drama der Bibel und zeigen uns, wie wir sein, was wir thun, und was wir meiden sollen. Der Friede des Herzens, die Hoffnung auf ein ewiges Leben, die Freude des Sünders über die göttliche Vergebung, die innere Genugthuung, die man empfindet, wenn man bestrebt ist, gute und edle Thaten zu vollführen, — alles das kommt zu uns durch die Bibel. Wenn ein Buch einen solchen Reichtum echter Wahrheit und großartiger Lehren enthält, so ist es kein Wunder, daß große Männer es hoch geschätzt und sich an der Bibel herangebildet haben.

Was sie für Geist und Herz gebrauchen, — all das sittlich Gute und Schöne —, sie fanden es in den heiligen Büchern und verwerteten es auch in Staat und Familie zum Segen der Menschheit. Leset hervorragende Dichtungen des Mittelalters und der Neuzeit; sie haben sämtlich ihre Wurzel und Quelle in der Bibel, deren erhebende Erzählungen, Reden, Lieder jederzeit vorbildlich gewesen sind für jüdische wie christliche Dichter. Mit Stolz verkündet unser Goethe, daß ihm die heilige Schrift nicht nur im Privatleben, sondern auch in seinem Dichterberuf eine Führerin gewesen ist, und daß er sich gern zu den morgenländischen Erzählungen des israelitischen Volkes geflüchtet habe, wenn der Geist der Verneinung und des Unglaubens in seiner Umgebung ihn zu verwirren drohte. Wenn ihr einmal, liebe Kinder, später Goethes größere Werke mit verständnisvollem Interesse lesen werdet, verabsäumt nicht, auch die Beschreibung seines eigenen Lebens und Dichtens, die unter dem Titel „Wahrheit und Dichtung" allerwärts bekannt ist, näher kennen zu lernen. Dort erzählt er auch, wie er das Buch der Bücher gelesen, und schildert es in heiliger Begeisterung als die wunderbarste Geschichte der Menschheit. Wohl euch allen, wenn in reiferem Alter der Geist der Bibel so auf euch wirkte wie auf unsern großen Dichter, wenn ihr es verständet, ihre Weisheit und ihre Sittlichkeit zu eurem bleibenden Eigentum zu machen.

Alle Menschen auf der Welt sollen aus dem Born der heiligen Schrift schöpfen zu ihrem eigenen Heil, alle sollen an der Offenbarung des einzigen

Gottes teilhaben, denn sie sind alle nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen und tragen den Keim der Gottähnlichkeit in sich. Darum ist die Bibel das verbreitetste Buch der Welt. Es ist statistisch nachgewiesen, das sie jetzt in 381 Sprachen gedruckt ist. 23 von diesen Sprachen und Mundarten gehören der afrikanischen Sprachfamilie der Bantuneger an, drei sind in indischen Mundarten vertreten. In Ostasien bei den Chinesen, auf den Sundainseln bei den Malayen, bei vielen Insulanern Polynesiens, fast überall, wohin der Europäer gedrungen ist, hat auch die Bibel Eingang gefunden. Als Stanley, der berühmte Afrikaforscher, den „Dunklen Erdteil" durchquerte, fanden sich unter seinem Gepäck Tonnen von Bänden der heiligen Schrift. Nach den eisigen Polargegenden Amerikas, wo ein Buch bisher ein unbekannter Gegenstand gewesen ist, werden jetzt Tausende von Exemplaren der Bibel auf Schlitten befördert. Es ist berechnet worden, daß in 100 Jahren 250 Millionen Exemplare nach allen Teilen der Welt gekommen sind.

Seid nach allem eingedenk, liebe Kinder, daß, mag es sonst noch so gute Bücher geben, die Bibel immerdar ihre Wurzel ist und bleiben muß. Studieret diese sorgfältig Wort für Wort, indem ihr die Mahnung befolget, die Gott an Josua richtete: „Es soll dies Buch der Lehre nicht von deinem Munde weichen, Du sollst darüber sinnen Tag und Nacht, damit Du in allem thuest, wie darin geschrieben ist."

Kaiser Wilhelm I. und die Kinder.

a) Ein Mann, ein Wort.

Dieses Sprüchlein zeichnet auch des Kaisers Art. Es war in den fünfziger Jahren, als Wilhelm, Prinz von Preußen, während eines Manövers in Pommern in einem kleinen Städtchen bei einem Apotheker Quartier nahm. Als er in die Stube trat, hüpfte ihm fröhlich das vierjährige Töchterchen des Hauses entgegen und begrüßte ihn mit den Worten: „Onkel, ich weiß, was es heute giebt, Mütterchen hat es mir gesagt: es giebt Bratkartoffeln." Mit diesen einfachen Worten hatte das Kind sich das Herz des Prinzen erobert. Sie wurden beide befreundet, und als Prinz Wilhelm Abschied nahm, stellte er es der Kleinen anheim, sich etwas zu wünschen.

„Lieber Onkel, schenke mir das Hündchen!" sagte Martha entschlossen und wies dabei auf ein in Gold gearbeitetes Hündchen hin, welches der Prinz an der Uhrkette trug. Schnell machte er das Hündchen von der Kette los, übergab es der Kleinen mit freundlichen Worten und fügte hinzu: „Wenn Du im Leben einmal einen andern Wunsch hast, den ich Dir gewähren kann, so komm' nur zu mir und zeige mir das Hündchen; wenn ich Dir helfen kann, so werde ich es gewiß thun."

Jahre rauschten vorüber; Martha blühte zur Jungfrau heran; aber eine Gelegenheit, an den Prinzen von Preußen eine Bitte zu richten, fand

sich nicht. Der Prinz war mittlerweile König geworden. Da kam das Jahr 1866. Marthas Bruder war Offizier und zog als solcher in den Krieg nach Böhmen, wurde verwundet und starb im Lazareth an der Cholera. Da, um Ansteckung zu vermeiden, die Leichen an Ort und Stelle begraben werden mußten, durfte auch die Leiche des begüterten Apothekersohnes nicht nach Pommern überführt werden. Die Mutter war tief bekümmert, daß derselbe in fremder Erde ruhen sollte. Da faßte Martha den kühnen Entschluß, nach Berlin zu fahren und bei dem Könige Wilhelm eine Audienz zu erbitten. Die Eltern willigten ein. Das Mädchen ließ sich bei dem Adjutanten des Königs melden, erzählte ihm den Zweck ihres Kommens und bat ihn, diesem dem Könige mitzuteilen unter Vorzeigung des ihm übergebenen Hündchens. Nicht ohne Bedenken erfüllte der Adjutant diesen Wunsch.

„Dies Hündchen gehörte mir einst! Weiß die junge Dame, daß ich es geschenkt?" fragte der König. Martha trat ein, ihre Bitte wurde gewährt, und getröstet kehrte sie zu ihren Eltern zurück. Nach wenigen Tagen traf auch der Sarg mit den sterblichen Ueberresten ihres Bruders in der Heimat ein.

b) Ich heiße auch Wilhelm.

König Wilhelm pflegte im Sommer einige Wochen in Ems zuzubringen, um dort zu baden und sich zu erholen. Jedermann freute sich in der Stadt, wenn der geliebte Monarch wiederkam. Auf seinen Spaziergängen trug der König gewöhnlich einen schwarzen Hut und Rock und eine weiße Weste.

Damit der hohe Herr nicht belästigt würde, verboten die Mütter ihren Kindern, sich zu nahe an ihn heranzudrängen, wenngleich man wußte, daß der Kaiser ein großer Kinderfreund war.

Kurz vor dem großen Kriege, der 1870 mit Frankreich ausbrach, weilte der König auch in Ems, und als er eines Tages spazieren ging, eilte ein kleines Büblein auf den alten Herrn zu, umfaßte seine Knie und rief: „Bist Du wirklich der König Wilhelm?"

„Ja, ich denke, kleiner Mann," lautete die Antwort. „Wie heißt Du denn aber, und was willst Du werden?" — „Ich heiße auch Wilhelm und will Soldat werden," rief der Kleine freudestrahlend; „aber weißt Du, König Wilhelm, einer von denen mit den roten Aufschlägen und den weißen Federbüschen." —

„Gott segne Dich, mein Junge," erwiderte der König, und wenn Du einmal groß sein wirst, dann sage meinem Sohne Fritz, Du wolltest unter die Soldaten mit den roten Aufschlägen und den weißen Federbüschen; der alte König Wilhelm hats Dir erlaubt."

Wer war aber vergnügter als der kleine Knabe, welcher fröhlich davon sprang und seiner Mutter erzählte, was König Wilhelm ihm gesagt hatte.

c) Ein kleiner Page.

Gern besuchte der Kaiser zur Sommerzeit das Wildbad Gastein im

Herzogtum Salzburg, um sich hier in der Natur der Alpenwelt zu stärken. Auch im Jahre 1876 weilte er hier, und an jedem Morgen ging er an einem kleinen Hause vorüber, in welchem eine Mutter wohnte, die einen kleinen Sohn, Namens Karl hatte.

Als das Büblein eines Tages den Kaiser kommen sah, rief es: Guten Morgen, Majestät!" Freundlich blickte der hohe Herr den Knaben an und dankte in huldreicher Weise.

Am folgenden Morgen sah der Kaiser den Knaben um dieselbe Zeit mit entblößtem Haupte dastehen, aber der Kleine grüßte nicht, weil seine Mutter es ihm verboten hatte, damit der Monarch nicht belästigt werde.

Da trat der Kaiser zur Mutter und sagte: „Warum steht der Knabe so stumm da? Ich erlaube es ihm, daß er immer laut zu mir spricht."

Niemand aber war nun froher, als unser Karl, der von jetzt ab dem Kaiser täglich einen fröhlichen Morgengruß bot.

An dem kleinen Hause war eine Pforte, die der hohe Herr sich täglich öffnen mußte, um den Weg fortsetzen zu können. Als dieselbe einmal nicht aufgehen wollte, sprang Karl hinzu und öffnete sie behende. Freundlich sagte darauf der Kaiser zu ihm: „Von heute an sollst Du mein kleiner Page sein und mir an jedem Morgen öffnen!"

So war auch der Kleine an jedem Morgen auf seinem Posten, und der Kaiser unterhielt sich mit ihm auf's herzlichste. Er fragte, ob er schon in die Schule gehe, in welcher Klasse er sitze, ob ihm das Lernen schwer falle, wie sein Zeugnis laute u. s. w. Zur Mutter aber sagte er: „Ihr Sohn versteht seinen Posten sehr brav und macht mir durch seine offenen Antworten viel Freude."

Endlich gingen Karls Ferien zu Ende. Als seine Abreise bevorstand, sagte er am letzten Morgen dem kaiserlichen Freunde Lebewohl. Dieser aber zog sein eigenes Bild aus der Tasche, schrieb den Namen „Wilhelm" darunter und schenkte es dem Knaben. Dann reichte er Mutter und Sohn die Hand zum Abschied und sprach: „Ich habe den Karl recht lieb gewonnen, sein offenes Wesen hat mir viel Freude gemacht. Adieu! Übers Jahr wieder gesund in Gastein!"

d) Der Kaiser als Großvater.

Es ist bekannt, daß in unserm Hohenzollernhause das schönste, innigste Familienleben gepflegt wird, und daß Kaiser Wilhelm es verstand, auf die Wünsche und Sorgen jedes Familiengliedes einzugehen. Das erfuhr seine Großtochter, die damalige Prinzessin und jetzige Kaiserin Augusta Viktoria im Sommer 1886 in rührender Weise.

Sie verlebte mit ihrem Gemahl einige Zeit im schönen Berchtesgaden, wo beide Gatten Stärkung suchten nach überstandener Krankheit. Da nun der Kaiser auf seiner Reise nach Gastein das unweit Berchtesgaden gelegene Salzburg berührte, so begaben sich Prinz und Prinzessin Wilhelm nach dort,

um den verehrten Großvater zu begrüßen. Der Kaiser war hocherfreut, plauderte vergnügt mit ihnen und ließ sich von ihrem Thun und Treiben berichten. Die Prinzessin erzählte, wie herrlich es in den Bergen sei, welch schöne Touren sie mit ihrem Gemahl unternehme, und wie sie beide die köstliche Luft stärke und erfrische. „So geht es Dir also vollkommen gut, mein Kind?“ fragte der Kaiser.

Beklommenen Herzens antwortete die Prinzessin: „So ganz gut doch nicht, ich sehne mich oft sehr nach meinen Kindern.“

„Aber warum nehmt Ihr sie denn nicht mit Euch in die schönen Berge?“ fragte der Kaiser.

Verlegen und leise antwortete die Prinzessin: „Ach, es kostet soviel.“

Der Kaiser erwiderte nichts, aber er wußte nur zu gut, daß es recht teuer kommt, drei kleine Prinzen mit all dem bedienenden Personal am fremden Orte zu versorgen und zu beherbergen, und faßte einen geheimen Plan.

Als er am Abend bei Tisch neben der Prinzessin saß, erhielt er ein Telegramm, las es und sprach dann zu der Enkelin: „Es ist die Antwort auf ein Telegramm meinerseits; ich lasse Deine Kinder herüberkommen, jedoch auf meine Kosten.“

Die Prinzessin küßte in freudiger Rührung dem kaiserlichen Großvater die Hand, und dieser hatte die köstliche Genugthuung, ein liebendes Mutterherz auf's höchste beglückt zu haben.

Aus dem Leben des R. Akiba Eger.

Geehrter Herr Redakteur!

In einer Nummer des vorigen Jahrganges Ihrer werten Zeitschrift brachten Sie ein Lebensbild unseres berühmten Gelehrten, des Oberrabbiners Rabbi Akiba Eger. Es dürfte Ihre kleinen Leser und Leserinnen interessieren, noch einige Episoden aus seinem Leben zu erfahren.

Von seinen vielen Tugenden ist besonders seine Freigebigkeit hervorzuheben. In diesem Punkte kannte er weder Mass noch Ziel; stats war seine wohlthätige Hand den Armen und Dürftigen geöffnet. Bei ihn bewährte sich der Spruch: „Schnelle Hilfe ist doppelte Hilfe“ in der vollsten Bedeutung des Wortes.

Interessant ist folgende Thatsache aus dem Leben jenes grossen Mannes, deren volle Wahrheit vielseitig verbürgt wird.

An einem Winterabend, als Eger in seinem stillen Studierzimmer ernst und tiefdenkend in seine starken Folianten schaute, pochte es an die Thür, und herein trat weinend und schluchzend ein etwa dreizehnjähriges Mädchen, dem Rabbi ein Briefchen nachstehenden Inhalts überreichend:

Geehrter Herr Oberlandes-Rabbiner!

„Soeben ist uns unter Gottes Beistand das zehnte Kind, ein Knabe, geboren worden. Schon bei der Erziehung meiner neun Kinder litt ich an Brotmangel, und nun der zehnte Ankömmling. — Bei mehreren Herren bat ich um Hilfe, aber vergebens. — Ich, ein schlichter Handwerker, kann durch meiner Hände Fleiss nicht so viel in einem Jahre verdienen, als mancher Kaufmann an einem Ressource-Abend verspielt. — Herr Rabbiner! Vertraute ich nicht auf Gott und Ihren Beistand, ich müsste verzweifeln."

Jacob Herz.

Der Rabbi griff schnell in seine Tasche, worin sich aber nur zwei Dukaten befanden. „Zwei Dukaten," sprach er halblaut zu sich selbst, „was sind zwei Dukaten für eine so zahlreiche Familie." Er sann einige Augenblicke nach, und wie ein elektrischer Strahl durchzuckte ein köstlicher Gedanke sein Herz und Gemüt. „Zeige mir, liebes Kind, den Eingang in den Ressourcesaal." Dies geschah. „Bleib draussen," sagte er, „und warte bis ich dich rufe."

Der Rabbi trat in den Saal, in welchem die vornehmsten Bürger und Kaufleute Posens gemütlich versammelt waren. Die plötzliche Erscheinung des Rabbi erregte selbstverständlich grosses Aufsehen; alle erhoben sich ehrerbietig von ihren Sitzen; alle Augen richteten sich auf den unerwarteten Gast: „Die Herren," begann Akiba Eger, „haben sich gewiss beim Kartenspiel unterhalten, und warum habt Ihr Euch in dieser Unterhaltung gestört? Kartenspielen ist ja an und für sich keine Sünde und ein unschuldiges Vergnügen, Sünde ist es nur dann, wenn es zur Leidenschaft wird und wenn Haus und Hof durch dasselbe vernachlässigt wird!" Die Herren plagten sich mit Grübeleien verschiedener Art, welche Ursache dem seltsamen Besuche des Rabbi wohl zu Grunde liegen möchte. Endlich nahm der Rabbi an dem Tische Platz und rief aus: „Es kann beginnen, ich spiele mit, aber ich setze voraus, dass ich auch nicht mit zu niedrigem Einsatze spiele." Und schon legte er zwei Dukaten — seinen ganzen Kassenbestand — in die auf der Mitte des Tisches stehende Kasse. Den beteiligten Herren war es recht, und der Einsatz von zehn Dukaten lag da. Jeder der Herren spielte seine Karte aus, und als die Reihe an Herrn Eger kam, hatte er anstatt seiner Karte das von dem armen Handwerker empfangene Briefchen ausgespielt unter dem Rufe: „Herz, Herz ist Trumpf! Wenn ich nicht irre, habe ich gewonnen." Der Brief von Jakob Herz flog von Hand zu Hand. Alle lasen ihn und wiederholten: „Gewiss! Der Rabbi hat gewonnen!" „Ich kann nun", sprach der Rabbi, „über meinen Gewinn unbeschränkt verfügen." — Er rief das Mädchen und sprach zu ihr: „Meine Tochter, gehe gleich nach Hause, sage Deinen Eltern, dass der Rabbi heute in

der Ressource Karten gespielt, dabei Geld gewonnen hat und sendet Euch seinen Gewinn. Diesem edelmütigen Zuge schlossen sich aus freien Stücken viele andere an und — die Tasse war mit Gold- und Silbermünzen gefüllt.

Mit ernster Freude und im freudigem Ernst ging das dreizehnjährige Mädchen heim, und die Schmerzensthränen der Eltern wurden in Thränen der Freude verwandelt.

Ich werde, geehrter Herr Redakteur, wenn Sie gestatten, bei Gelegenheit auf diesen würdigen Gelehrten in einigen netten Episoden zurückkommen und verlbleibe

Ihr Sie schätzender

A. Friedländer, Lehrer.

Rätsel.

Auflösung der Rätsel aus No. 5.

I.

Mar, Omri, Rhein, Dan, Erna, Chemnitz, Habicht, Ahasveros, Jeremias.
Die Anfangsbuchstaben ergeben: **M o r d e ch a i.**

II.

Ha! — **Man** = **Haman.**

Rätsel:

I. Silbenrätsel:

Aus folgenden Silben sind Wörter zu bilden, die bedeuten: 1. Königreich, 2. Insel, 3. Stadt, 4. männl. Vorname, 5. Fluß, 6. Gebirge im Morgenlande, 7. Planet.
ba, berg, burg,, el, her, is, fur, land, li, lim, mann, mer, non, ster, ten, wür
Die Anfangsbuchstaben ergebrn den Namen eines Kaisers.

Einges. von Willy Marcus in Ostrowo.

II. Rebusse.

1.

Col
Col Col
Col bus Col
Col Col
Col

2.

S sen

3.

W aa aa aa aa / aa aa aa aa d

Eingef. von Sam. Sachs in St. Petersburg.

III. Silbenrätsel.

Mit „a“ ist es ein Glied von dir,
„ „u“ ist es ein treues Tier.

IV. Zahlenrätsel.

1 2 3 4	—	Stadt a. d. Unstrut.
5 6 3 7	—	König in Israel.
2 3 8 4	—	weibl. Vorname.
9 2 7 10	—	Nebenfluß d. Donau
11 4 3 12 2	—	Musik-Instrument.
2 1 3 7	—	Prophet.

Die Anfangsbuchstaben ergeben den Namen eines deutschen Dichters, die Endbuchstaben den eines Propheten.

Eingef. von B. Gottschalk in Berlin

Für die Redaktion verantwortlich: E. Flanter, Berlin O., Elisabeth-Straße 59a.
Druck von L. Wechselmann, Berlin C., Neue Schönhauser-Straße 11.